

Pralles Leben

Vermächtnis. Die Biografie des legendären deutschen Weltumseglers und Navigationsexperten Bobby Schenk ist erschienen. Die Yachttrevue bringt Auszüge aus dem soeben bei Delius Klasing erschienenen Buch

Bobby Schenk ist eine Legende zu Lebzeiten. Gemeinsam mit seiner Frau Karla war er in den frühen Siebzigern einer der ersten Deutschen, die die Welt umsegelten, danach gelang ihm das einzigartige Kunststück einer Doppelkarriere. Als Amtsrichter in München reüssierte er in seinem bürgerlichen Beruf, als Blauwassersegler machte er sich mit einer Südsee-Reise inklusive Kap-Hoorn-Umrundung sowie mehreren Aufsehen erregenden Projekten einen Namen. Seine Fachartikel, Reiseberichte, Seminare und Vorträge beeinflussten Generationen von Seglern, seine Homepage www.bobbyschenk.de zählt bis heute zu den meistbesuchten des Genres.

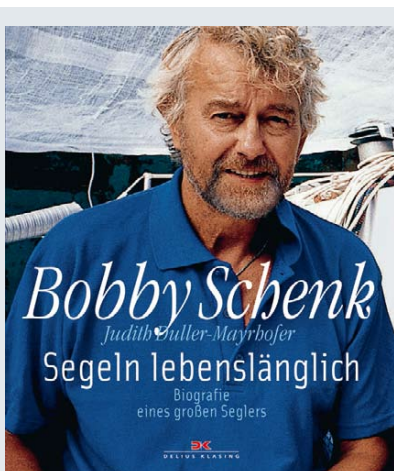
Als Autor schrieb Bobby Schenk zahlreiche Bestseller, die zum Teil zu Klassikern mutierten; alleine das Buch „Astronavigation ohne Formeln und Computer“ ging an die 100.000 Mal über den Ladentisch und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Nun, im Alter von beinahe

72 Jahren, legt er seine Biografie „Segeln lebenslänglich“ vor. Dafür holte er erstmals eine Co-Autorin an Bord, nämlich Yachttrevue-Redakteurin Judith Duller-Mayrhofer, die Schenk einmal als Beste in der deutschsprachigen Yachtszene bezeichnete. Das Ergebnis ist spannend, berührend, informativ und

erfrischend selbstironisch; beleuchtet werden nicht nur jene Stationen, die den Ruf des großen Seglers und Individualisten begründeten, sondern auch der Öffentlichkeit bislang unbekanntes Lebensabschnitte. Fazit: Ein außergewöhnliches Buch über einen außergewöhnlichen Mann, garniert mit vielen erstmals zugänglich gemachten Bildern aus dem Privatalbum – und zugleich unterhaltsamer Abriss über die Entwicklung des Blauwassersegelns in den vergangenen 50 Jahren.

*

Auf den folgenden Seiten finden Sie zwei Leseproben. Die erste stammt aus dem Teil „Lehrzeit“ und beschreibt den erstaunlich holprigen Weg zu angemessener Schulbildung, die zweite beschreibt jene Zeit, in der sich der als penibel bekannte Jurist Schenk als Präsident des Yacht Club Austria mit Existenzängsten quälte.

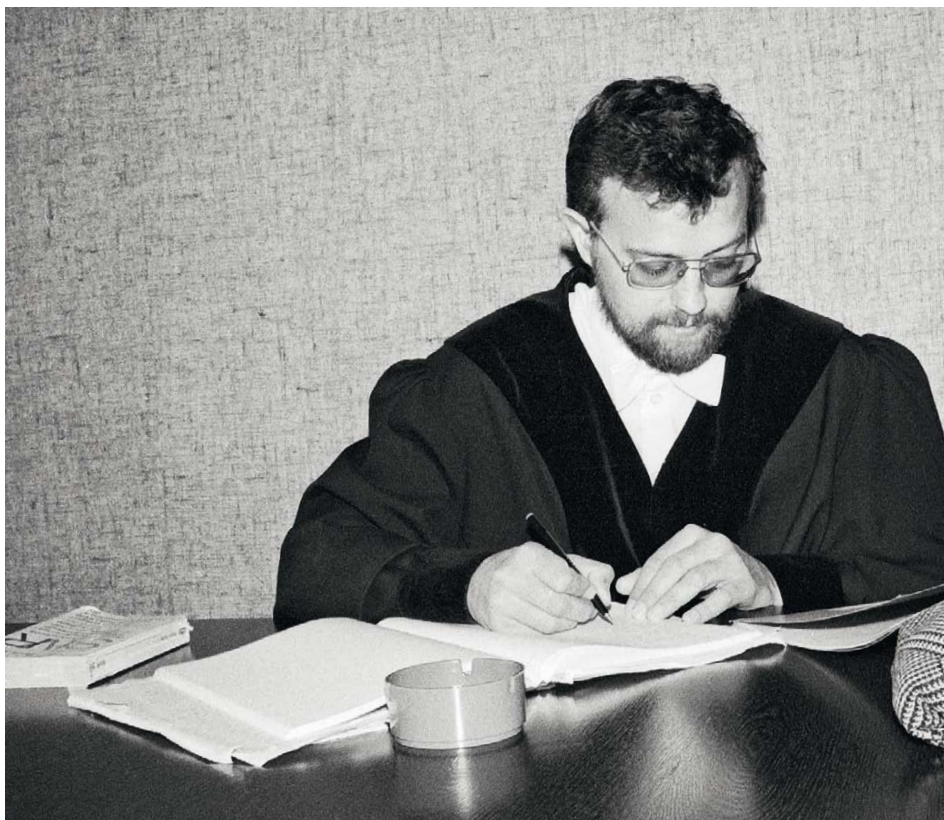


Segeln lebenslänglich, Biografie eines großen Seglers. **Bobby Schenk**. Delius Klasing, 264 Seiten, 223 Farb- und 18 Schwarz-weiß-Fotos, Format 21 x 24 cm, gebunden, ISBN 978-3-7688-3249-6, € 26,80.



Thalassa II. Die robuste, 48 Fuß lange Stahlyacht brachte Karla und Bobby Schenk in die Südsee und rund Kap Hoorn

Urteilkraft.
Zwischen seinen Blauwasser-Reisen arbeitete Schenk als Amtsrichter in Bayern. Im Juli 2000 ging er als solcher offiziell in Pension



Lehrzeit

Der verschlungene Weg des kleinen Florian zum Abitur

Nach der Volksschule – drei Klassen sollten für ihr gescheites Kind reichen, was meine Eltern entgegen den Vorschriften auch durchsetzten – bestand ich die Aufnahmeprüfung für das dortige humanistische Gymnasium. In der ersten Klasse war ich zum Stolz meiner Eltern Klassenbesten in Latein. Doch bald ging es stetig und unaufhaltsam bergab mit meinen Schulerfolgen. Ich war ein Lausbub und zu allerlei Streichen aufgelegt. Zum Lernen schien mir die Zeit zu schade zu sein, lieber verbrachte ich sie mit meinen Freunden. Ganz besonders ungerecht fand ich, dass unsere Lehrer auf dem Gymnasium, die Herren »Professoren«, uns zwar immer voller Stolz erzählten, dass die berühmten Lausbubengeschichten des Heimatschriftstellers Ludwig Thoma in Burghausen gespielt hatten, aber überhaupt kein Verständnis zeigten, wenn wir einmal über die Stränge schlugen.

Wir streunten auf der Straße herum, klauten Äpfel oder durchstöberten die Kellerverliese in der Hauptstraße. Wobei »durchstöbern« vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck ist, denn wenn wir

bei unserer Suche Wertgegenstände, wie zum Beispiel Glühbirnen (in der damaligen Notzeit nach dem Krieg ein echter Schatz), fanden, dann sackten wir diese selbstverständlich ein. Ich fürchte, das korrekte Wort dafür ist »stehlen«. Mit »Jugendkriminalität« allerdings hatte das selbstverständlich nichts zu tun, denn wir waren alle noch keine 14 Jahre alt, höchstens so zehn oder elf. Damit nicht genug: Ich betätigte mich nicht nur als Dieb, sondern auch als Pyromane. Gemeinsam mit meinen Kumpels entfachte ich eines Tages – während der Schulzeit natürlich, weil die Schule ja sowas von langweilig war – in einem Schuppen ein Lagerfeuer, das prompt fast das ganze Gebäude in Brand setzte. Man kann sich das Entsetzen meiner Eltern über den missratenen Sohn ausmalen, und ich bezahlte für meine Untat mit einem halben Jahr Hausarrest. In der fünften Klasse des Gymnasiums waren meine Leistungen schließlich so abgesackt, dass mich mein Vater von der Schule nehmen musste. Er steckte mich kurzerhand in das Internat des St.-Gottard-Gymnasiums, das zu einem Benediktinerkloster in Nieder-

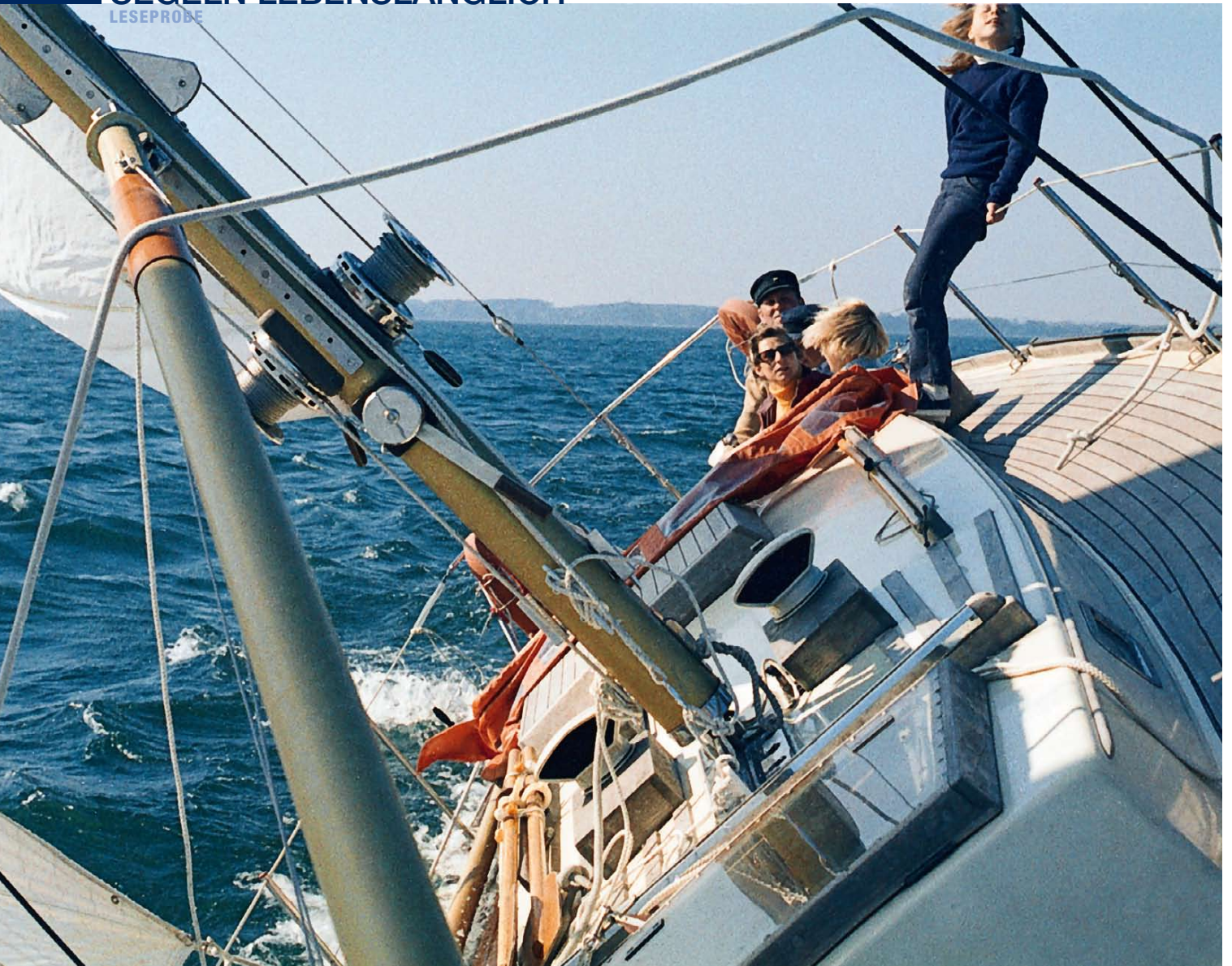


Viele Gesichter. Schenk als Jungmusiker, und Gerichtsassessor (von links). Und als Autor eines 200 Seiten langen Buches, das er für seine erste Liebe verfasste (unten)





Gefährten.
Seit 1965 sind Karla und Bobby Schenk verheiratet, mit ihr, so sagt er selbst, zogen Zielstrebigkeit und Erfolg in sein Leben. Gemeinsam segelte das Paar auf der ersten Thalassa (links) um die Welt



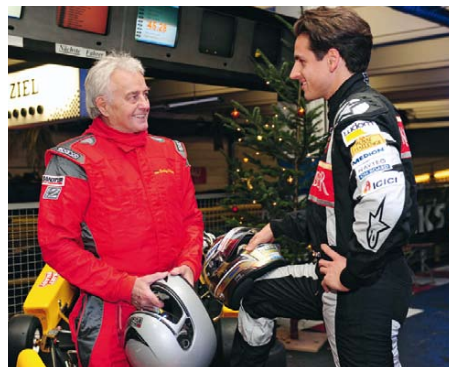
Anfänge. Am Chiemsee galt die zehn Meter lange *Thalassa* Ende der Sechziger wegen ihres geringen Ballastanteils als „schräger Vogel“

alteich gehörte. Dort, am Fuße des Bayerischen Waldes, verbrachte ich die schrecklichste Zeit meines Lebens. 20 Buben mussten in einem ungeheizten Schlafsaal nächtigen, warmes Wasser gab es nur einmal in der Woche beim gemeinschaftlichen Duschen. Besuch von daheim war nur jedes Vierteljahr erlaubt, Briefe nach Hause mussten dem Präfekten offen übergeben werden. Und der fragte tags darauf auf das Dringlichste nach, wer denn nun bitteschön Christa, Marianne und so weiter seien. Gelobt sei, was hart macht, lautete die Devise. Immer wieder musste ich mir die priesterliche Ermahnung anhören: »Werde ein Kerl!«. Und wie wird man ein Kerl? Indem man leidet, offensichtlich. Um halb sechs mussten wir aufstehen und die heilige Messe besuchen, von halb sieben bis halb acht wurde »studiert«, danach gab es Frühstück. Auf rohen Holztischen lag geschnittenes Schwarzbrot, dazu tranken wir dünnen Kaffeersatz. Nur sonntags gab es eine Art Fleischbraten, dünne Schnitten, die häufig einen seltsamen, unangenehmen Geruch verbreiteten. Dazu wurde Soße gereicht, in homöopathischen Dosen

zugeteilt von einer alten Magd. Wie der Herr von seinen Hunden wurde sie Woche für Woche mit flehenden Augen angebettelt: »Bitte einen Löffel, ich hab noch keine Soße!« Hinzu kam, dass ich in meiner Klasse der mit Abstand jüngste, kleinste und schwächste Bub war. Und meine sonst eigentlich recht braven Mitschüler nutzten das weidlich aus. So wurde diese trostlose Zeit noch durch gelegentliche Schläge, tägliche Rempler oder auch durch Tritte seitens meiner Mitschüler gewürzt. Das verinnerlichte ich so sehr, dass ich meine Hände schützend vors Gesicht hielt, als mir mein Vater beim Heimkommen in den Ferien ganz harmlos die Hand zur Begrüßung geben wollte. Es nützte nichts, dass sich meine Eltern über das Verhalten meiner Mitschüler beim Pater Präfekt beschwerten, denn selbstverständlich verriet ich meine »Kameraden« nicht. Wäre ja auch »ehrlos« gewesen und bestimmt nicht folgenlos geblieben. Die Trübsal der hier versammelten Unglücklichen war also grenzenlos, und man fragt sich natürlich, wie mir meine Eltern das antun konnten. Ich denke, dass sie in dieser Härte und Askese die einzige



Faible. Für schöne Autos hatte Bobby Schenk schon immer etwas übrig. In jungen Jahren war es ein MGA, den ihm sein Vater geschenkt hatte (hier mit Freundin Gisela), später ein roter Ferrari. Mit Letzterem machte sich Schenk selbst ein Geschenk. Und viele Neider ...



Teufelskerl. Barfuß auf dem Wasser, mit Adrian Sutil auf der Kart-Bahn – auch das ist Bobby Schenk

Chance gesehen hatten, mich zur Vernunft und vor allem zum Abitur zu bringen, und vielleicht lagen sie damit ja sogar richtig. Denn auch wenn man ihre Einstellung aus heutiger Sicht als übermäßig hart bezeichnen könnte, weiß ich, dass sie nur mein Bestes wollten. Lange dauerte mein Martyrium ohnehin nicht, denn nach einem Jahr flog ich hochkant als »unerziehbar« von der Schule. Weder meine Noten noch meine Disziplin entsprachen den Vorstellungen der Benediktinermönche; zutiefst beschämt musste mein armer Vater das nette Bobberl wieder mit nach Hause nehmen.

Nun galt es also, trotz meines miserablen Zeugnisses eine neue Schule für mich zu finden, denn dass sein einziger Sohn nicht studieren würde, war eine Vorstellung, die mein Vater nicht zu akzeptieren vermochte. Wir versuchten unser Glück beim Deutschen Gymnasium in Freising, einer Universitätsstadt nördlich von München, und so reiste mein Vater mit mir an einem Samstagnachmittag (montags bis freitags von 8 bis 20 Uhr und am Samstagvormittag hatte er ja Praxis und nachts meistens noch Krankenbesuche) über die Lande

und fragte sich nach dem Haus des Schulleiters durch. Man wies uns den Weg, und schon bald klopfen wir unangemeldet an der Tür von Oberstudiendirektor Dömling, einem strengen, unnahbaren Herrn, der große Autorität ausstrahlte. Er ließ uns herein, besah eingehend mein Zeugnis, das lauter Vierer plus einen Fünfer aufwies, und schüttelte den Kopf: Ob er so einen Kerl seiner Schule antun solle (so wortwörtlich), dafür brauche er noch Bedenkzeit. Um es kurz zu machen: Ich wurde letztendlich akzeptiert und begann das nächste Schuljahr in Freising. Nach der harten Zeit in Niederalteich schien es mir, als ob die Sonne in mein Dasein zurückgekehrt wäre. Zwar wurde das Schülerheim, in dem ich wohnte, ebenfalls von einem Orden betrieben, aber bei den Pallottinern ging es deutlich menschlicher zu, und der Weg zur Schule führte uns durch die Stadt, sodass wir mehr vom Leben sahen als Schul- und Betbänke – Mädels in wippenden Röcken zum Beispiel. Zwar hatten auch die Pallottiner nach einem Jahr genug von meinen Streichen und verwiesen mich aus dem Wohnheim, aber das erfuhren meine Eltern nie.

Innovativ.
Als Commodore des YCA rief Schenk eine Kooperation mit dem Schweizer Cruising Club ins Leben, der Vertrag wurde auf einem Bodensee-Schiff besiegelt



Erntezeit

Der Commodore

Der Ort, in dem ich aufgewachsen bin, Burghausen, ist nur 50 Kilometer von Salzburg entfernt, das Naturell der Österreicher lag und liegt mir also im buchstäblichen Sinn nicht fern. Ich schätze das Alpenvölkchen für seinen Witz und Charme und habe mehr als einmal feststellen können, dass man in diesem Binnenland großen Wert auf korrekte Seemannschaft legt – mehr als in so mancher maritimen Hochburg Deutschlands. Der Ausbildungsstand ist hervorragend, die Leute wissen, wie man mit einer großen Yacht umgeht, und agieren mit viel Gefühl. Und sie vergessen über dem Segeln den Humor nicht: Nirgendwo hab ich mehr gelacht, Spaß gehabt (und getrunken, um ehrlich zu sein) als im Kreise österreichischer Seglerinnen und Segler. Auch während meiner Langfahrten haben immer wieder interessante Österreicher meinen Weg gekreuzt, so etwa Wolfgang Hausner, den ich bei meiner ersten Weltumseglung kennen und schätzen gelernt habe, ein eigensinniger Abenteurer und bemerkenswerter Individualist. Selbst der Totalverlust seines selbst gebauten Katamarans, den er vor Papua-Neuguinea auf ein Riff setzte, konnte ihn nicht stoppen. Mit seinen Büchern, speziell dem ersten, das den vielsagenden Untertitel »Eines Mannes Freiheit« trug, hat er zahlreichen Landsleuten den Mund wässrig gemacht und sie zum Blauwassersegeln verführt. Oder Karl Vettermann, der auf unserem Grundstück in Moorea gewohnt und dort sein Buch Hollingers Lagune geschrieben hat, auf einer umgedrehten Bierkiste übrigens, die ihm als Tischchen für seine uralte Schreibmaschine gedient hat. In Norddeutschland traf Vettermanns Humor weniger den Nerv, in Österreich und Bayern genossen seine Werke hingegen Kultstatus; ich schmökere heute noch gern darin und lasse mich vom skurrilen Witz des Protagonisten »Barawitzka«

gefangen nehmen. Leider hat es ein trauriges Ende mit Vettermann genommen: Er ging Weihnachten 1990 bei einem Nachttörn in der Karibik unter ungeklärten Umständen über Bord und wurde nie gefunden; ein Jammer – was auch immer damals geschehen ist. Zeit meines Seglerlebens pflegte ich also gute Beziehungen zu meinen Nachbarn. Dass ich aber einmal Präsident des größten österreichischen Yachtclubs werden würde, das hätte ich mir nie träumen lassen – und wie viele schlaflose Nächte mir dieses Amt bescheren sollte, erst recht nicht, denn hinter der Walzersedigkeit der Österreicher, bei der ich heute noch dahinschmelze, können sich ungeahnte Abgründe verstecken. Und wie kam ich als Bayer in diese Position? Nun, ich habe bereits erwähnt, dass meine Vorträge und Seminare in Österreich sehr beliebt und stets bestens besucht gewesen waren. Einer jener Clubs, die mich immer wieder einluden, war der Yacht Club Austria, kurz YCA. Ein Verein mit mehr als 4000 Mitgliedern, der Motorbootfahrern und Seglern eine gemeinsame Heimat bot und es verstand, diese beiden Gruppen nicht gegeneinander auszuspielen, sondern die Gemeinsamkeiten zu betonen – zum Beispiel die Freude, auf dem Wasser zu sein und die besondere Stimmung am Meer zu genießen. Der YCA war (und ist bis heute) in lokale Untergruppen eingeteilt, sogenannte »Crews«, speziell in der Crew Linz hatte ich im Laufe der Zeit zahlreiche Freundschaften geschlossen und fühlte mich dort pudelwohl. Präsident des YCA – die Österreicher benutzen dafür den ein wenig großspurigen Begriff »Commodore« – war Harry Fereberger, ein famoser Segler, der einen Weltmeistertitel im Drachen vorzuweisen hatte, sich aber auch auf dem Blauwasser daheim fühlte. Zu ihm hatte ich ein ausgezeichnetes Verhältnis, und da er nicht mehr der Jüngste war, kam



Tu felix Austria.

Mit Kurt Ecker und seiner Frau Christel (links beim Ecker Cup in Monastir) verbindet Schenk eine langjährige Freundschaft, für den YCA setzte er sich sogar in den Opti



der Generalsekretär des Clubs auf die Idee, dass ich doch Nachfolger Ferebergers werden könnte. »Commodore Schenk« – was für ein schöner Titel! Ich gebe zu, ich bin ein eitler Tropf; außerdem lag mir das Wohl diese Clubs am Herzen. Also ließ ich mich 1996 als Kandidat für das Präsidentenamt aufstellen und wurde bei der Generalversammlung des YCA tatsächlich gewählt. Nun bin ich nicht nur eitel, sondern versuche auch, korrekt zu sein (ja, der Beruf!), manche mögen mich sogar als überkorrekt bezeichnen. Als Präsident war ich natürlich auch für das Finanzgebaren des Vereins verantwortlich, also versuchte ich, mir einen Überblick zu verschaffen. Das erwies sich allerdings als schwieriger als erwartet, denn man verwehrte mir unter allerlei Vorwänden den Einblick in die dazu nötigen Unterlagen. Mehr und mehr beschlich mich das Gefühl, dass es hier nicht ganz mit rechten Dingen zuing. Nicht, dass ich den Verdacht gehabt hätte, jemand würde sich persönlich berei-

chern wollen, aber da gab es diesen gewissen schlampigen Umgang mit Abgaben und Steuern, der mir den Schweiß auf die Stirn trieb. Meine österreichischen Kollegen sahen das alles ganz locker, meine penible deutsche Juristenseele hingegen geriet bei diesen »Zuständen« gehörig aus dem Gleichgewicht. Je mehr ich mich damit beschäftigte, je tiefer ich grub, desto grauenvollere Bilder stiegen vor meinem inneren Auge auf. Ich war es schließlich, der im Fall des Falles den Kopf dafür hätte hinhalten müssen! Rückblickend muss ich sagen: Vielleicht habe ich mich künstlich in etwas hineingesteigert, vielleicht hörte ich das Gras wachsen. Tatsache ist, dass ich nachts nicht mehr schlafen konnte! Ich rechnete mir aus, dass ich mein Haus würde verkaufen müssen, falls eines Tages die Fahnder des österreichischen Finanzamts vor der Türe desselben stünden. Und das alles aufgrund eines Ehrenamts, für das ich mit keinem Pfennig entlohnt wurde. Nicht einmal die nicht unerheblichen Reisespesen ließ ich mir ersetzen, denn ich wollte um jeden Preis den Anschein vermeiden, dass mit dieser Tätigkeit irgendwelche materiellen Vorteile verbunden seien. Der Lohn: Ich war, zur Überraschung des restlichen Vorstands, der so etwas Nebensächliches wie steuerliche Angelegenheiten stets mit einem Augenzwinkern zu betrachten pflegte, ein psychisches Wrack. Die entsetzte Karla beschwor mich zu handeln, und so kaperte ich eines Tages sämtliche Unterlagen im Generalsekretariat, wobei ich die Abwesenheit der Chefsekretärin nutzte, um mithilfe einer Segelkameradin, einer cleveren Steuerberaterin, in Windeseile die wichtigsten Akten zu kopieren. Damit fuhr ich zum Finanzamt, knallte der zuständigen Abteilungsleiterin den ganzen Stapel auf den Tisch und bat sie zu überprüfen, ob damit alles in Ordnung sei.

Verrückt? Finde ich nicht. Ich habe in meinem Leben mit offensiven Strategien stets gute Erfahrungen gemacht; gerade in einem Finanzamt sind es die Mitarbeiter gewohnt, dass man versucht, sie zu beschwindeln, und sie wissen es darum umso mehr zu schätzen, wenn einer die Karten auf den Tisch legt. Meist findet sich dann eine Lösung, mit der beide Seiten gut leben können. So auch in diesem Fall. Letztlich hielt es die Abteilungsleiterin für ausreichend, mir einige Ermahnungen und Belehrungen über das Vereinsrecht mitzugeben. Das war alles! ■

Legende live

Event. Anlässlich der Veröffentlichung seiner Biografie kommt Bobby Schenk für eine exklusive Veranstaltung nach Wien

Auf Einladung seines Hausverlages Delius Klasing sowie der Fachbuchhandlung Freytag & Berndt präsentiert Bobby Schenk am 17. Februar 2011 in der Wiener Urania seine Biografie „Segeln lebenslänglich“; danach zeigt er einen einstündigen, eindrucksvollen Film über sein Leben und kommentiert diesen live. Im Anschluss signiert er seine Bücher und steht dem Publikum für Gespräche zur Verfügung. Wer Schenk jemals auf der Bühne erlebt hat, weiß – diese Gelegenheit sollte man nicht verpassen!



Termin: 17. Februar 2011, 20 Uhr 30 (Einlass 20 Uhr 15)

Ort: Urania, 1010 Wien, Uraniastraße 1

Karten: 12 €, Vorverkauf bei Freytag & Berndt, 1010 Wien, Kohlmarkt 9, Tel.: 01/533 86 85, E-Mail: shop@freytagberndt.at (Versand portofrei)